

# Lotze's Metaphysik.

Von Prof. Dr. Johann Wolff.

## I.

Allemaal wenn man es unternimmt, die Lehren eines bereits verklärten Philosophen darzustellen, Studien über sie und an ihnen zu machen, setzt man voraus, dass diese Betrachtungen irgendwie werthvoll sein können: einmal rein historisch betrachtet, insofern sie einen nicht gleichgültigen Durchgangspunkt aufdecken und beleuchten, den die Geschichte in ihrer Entwicklung von der Vergangenheit zur Gegenwart und Zukunft durchheilt, also zum Verständniss des Laufes der philosophischen Lehrmeinungen beitragen; alsdann aber und besonders darum, weil man daran die Befriedigung eines philosophisch-theoretischen Interesses erwartet. Ich meine hiermit dies: Philosophisch werthvoll werden solche Untersuchungen dann sein, wenn beides oder eines von diesen beiden eintritt: erstlich wenn die Lehren, die man vorführt, positiven und bleibenden Werth für die philosophische Forschung haben, oder doch passende Anknüpfungspunkte für weitere Speculation bieten, also zum wenigsten auf dem Wege zur Wahrheit liegen, wenn sie nicht die Wahrheit selbst sind; zweitens wenn wir in den Werken des Philosophen nicht eine Quelle für philosophische Dogmen, sondern eine solche für die Methode der Forschung zu finden hoffen.

Es kann endlich für einen Mann, dessen Schatten aus dem Jenseits noch auf uns fällt, ein ganz persönliches Interesse vorhanden sein, das veranlasst, in pietätvoller Weise die Gedanken vorbeizuwandeln zu lassen, die er als Weisheitslehrer unserer Zeit seinem weiteren Schülerkreise, der ganzen philosophischen Mitwelt, besonders aber denen gesendet hat, die seine Worte gehört. Hieran kann alsdann der Wunsch geknüpft sein, eine Art philosophischer Gewissensforschung vorzunehmen, wie weit man nun selbst bereit ist, diese Sätze als errungene und erwiesene Wahrheiten anzunehmen, jene

wenigstens als entwicklungsfähige Keime zu betrachten und zu verwenden, und wieder andere ganz zurückzuweisen, aber doch vielleicht selbst aus manchen von ihnen den Vortheil zu schöpfen, den man von den Irrthümern hervorragender Männer hat, nämlich den, dass man aus den Motiven zu ihren Irrthümern eine Quelle von Wahrheiten macht.

Was ich soeben von Werth als Selbstorientirung gesagt habe, trifft für die folgenden Ueberlegungen zu. Freilich nicht jetzt erst, sondern vor Jahren wurde eine Betrachtung dieser Art vollzogen an der Metaphysik, die ich vor nunmehr fast zwei Decennien bei Lotze hörte, und gelegentlich in einem Vortrag vor der Bonner Facultät verwendet. Aber dieses rein persönliche Interesse für die Lehre des verehrten Mannes würde ja nicht allein schon die Veröffentlichung begründen, wenn nicht Lotze für einen weitem Kreis Bedeutung hätte nach der historischen und auch nach der philosophisch-theoretischen Seite, wie ich es vorhin nannte.

Man streitet nun nicht leicht darüber, dass Lotze's Arbeiten in anderen Abtheilungen der Philosophie, vorzüglich in der Psychologie, der Beachtung werth sind. Eher vielleicht zweifelt man an der Bedeutung seiner metaphysischen Leistung.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, es möge zunächst dahingestellt bleiben, in wie weit Lotze metaphysische Fragen gelöst oder ihrer Lösung nahe gebracht, alte Vorurtheile beseitigt oder neue Gesichtspunkte eröffnet hat: jedenfalls fehlt aber ein Stück von dem Gemälde, ja der ganze Hintergrund, welcher die einzelnen Erscheinungen sinnvoll ergänzt und vertieft, wenn nicht die Stellung des Forschers in metaphysischer Hinsicht zu der Zeichnung seiner andern Leistungen hinzutritt. Eben von diesen metaphysischen Ansichten pflegt man ja einem Forscher seinen philosophischen Zunamen zu geben, selbst demjenigen, dessen Metaphysik darin besteht, die Metaphysik zu verleugnen. Denn dieses Gebiet ist es, — und das ist auch Lotze's Ansicht, nach der er also auch gerichtet sein will — welches allen anderen Zweigen philosophischen Wissens diejenige letzte Begründung, diejenige Ergänzung und die Verbindung gibt, dass sie als Zweige eines und desselben Stammes und Theile eines solchen Ganzen erscheinen, welches Weltweisheit im eigensten Sinn heisst.

Es sind nun vielleicht nicht so viele metaphysische Sätze als specifisch Lotze'sche Gedanken allgemein bekannt und stets genannt, wie dies für manche psychologische Theorien gilt. Es tritt auch das

metaphysische Gebäude von Lotze mehr in den Schatten gegenüber seiner empirischen Psychologie, welche von den Strahlen der philosophischen Tagesmeinung direct beleuchtet ist. Das ist ja natürlich und liegt meist begründet in der grossen Verschiedenheit der beiden Gebiete, von denen das eine viel leichter als das andere zu Verdienst und noch mehr zu Anerkennung des Verdienstes kommen lässt. Trägt man aber diesem Umstande Rechnung, so kann man, glaube ich, nicht mehr behaupten, dass die Metaphysik weniger Feinsinn und weniger Eigenart enthält, als etwa die Psychologie oder die Logik oder sonst ein anderes Werk. Zur Begründung dieser Meinung, die nicht überall getheilt wird, würde man nun fordern, diese hervorstechenden und charakteristischen Gedanken vorgeführt zu sehen. Hoffen wir in der That von den nächsten Blättern, dass sie neben solchem, was der Kritik ausgesetzt ist, auch des Vorzüglichen manches werden aufnehmen können. Zunächst möchte ich aber diese Hoffnung bestärken durch den Hinweis darauf, dass wir überall in Lotze's Schriften auch Lotze's Methode finden, die vermuthlich denn auch zu analogen Resultaten wird geführt, und überraschende Ausblicke über das Weite und Grosse, und offenbarende Fingerzeige in das Winzige aber doch nicht Wesenlose, bei allem möglichen Irrthum, wird gerettet haben.

Was wir eben Lotze's Methode nannten, ist nicht charakterisirt durch den Satz: Lotze habe die allein richtige Methode der Induction in Metaphysik wie in Psychologie befolgt. Dadurch würde er sich von gar niemand unterscheiden. Denn wiewohl man immer noch bis zur Langeweile wiederholt, diese Methode müsse angewandt werden und sie sei wirklich da und dort angewandt, so wüsste ich wirklich nicht, wo man heutzutage nicht von der Erfahrung ausginge, um zu wissenschaftlichen Resultaten: Gesetzen der Erscheinungen oder ihren Postulaten zu gelangen. Und auch in der Geschichte der Wissenschaft haben nur wenige mystisch-pantheistische Systeme, und diese praktisch nicht einmal durchaus, diese Methode verabscheut. — Wir meinen also mit der Methode die ganz persönliche Art und Weise, überlieferte Sätze als Wahrheiten anzuerkennen, Irrthümer zu widerlegen und neue Wahrheiten aufzufinden.

Glücklich ist die Lotze'sche Weise in der ersten Beziehung zu nennen, in der Stellung, die er zu den Lehren Anderer einnimmt. Sie geht aber zu grossem Theil folgerichtig hervor aus einer Menge von Vorzügen, die sich in ihm vereinigten: es sind eine weitschichtige und vielverzweigte Gelehrsamkeit, feines Gefühl für das Wesentliche

und Bedeutungsvolle, scharfer, kritischer Verstand und gewandte Dialektik, und eine dieselbe unterstützende reiche und geübte Sprache. Das waren die Gründe neben einem eigenartigen philosophischen Lebensgange, welche es Lotze leicht machten, vorurtheilslos der Wahrheit fest auf der Ferse zu folgen, und einmal sie überall zu erkennen und anzunehmen, wo sie sich auch fand, des andern selbständig zu bleiben und keines der herrschenden Systeme so zu bevorzugen, dass er leichtweg in seinem Geleise sich allzulange wohl fühlte. Vorurtheilslos wendet er seine Kritik gegen Systeme, die bei seiner eigenen Entwicklung mitgewirkt und ihm sonst sympathisch sein mussten, und bereitwillig findet er anderseits Belehrung in solchen Anschauungen, die als veraltet galten und gelten, „selbst auf die Gefahr hin, altfränkisch genannt zu werden.“ Seinen Zeitgenossen gegenüber tritt er auf für die missliebig gewordene teleologische Auffassung der Natur, deren Vereinbarkeit mit der mechanischen und Vorzug vor derselben er nachweist, und dann kämpft er wieder gegen die alte Liebhaberei der Lebenskraft und stellt sich auf den Standpunkt der modernen Wissenschaft. Fast vergessene Fragen, über Sein und Wesen der Dinge, über das metaphysische Problem der Wechselwirkung, nimmt er wieder vor, und discutirt darüber in der Väter Weise, so dass Ribot gelegentlich sagt, man glaube manchmal, einen alten Scholastiker disputiren zu hören. Und im Gegentheil lauscht er der reinen Empirie, misstrauisch auf die Sinne und das Princip des gesunden Menschenverstandes, und wendet, wie in der Frage nach der Raumwahrnehmung, alle Mittel der Analyse an, um zu den letzten untrüglichen Thatsachen der Anschauung zu kommen. Wie er nun unparteiisch da und dort verwarf und ebenso da und dort annahm, war er auch, seine eigene philosophische Meinung betreffend, kein allzustrenger und eifersüchtiger Vertheidiger. Auch in seinen Schriften hat er ja oft genug die Unzulänglichkeit des menschlichen und seines Wissens insbesondere rückhaltlos ausgedrückt.

Es leuchtet aber nicht nur aus dem Verhältniss Lotze's zu den geschichtlichen Quellen der Philosophie die Unbefangenheit und Unparteilichkeit seiner Methode. Er hat einmal des Grundsatzes empfehlende Erwähnung gethan: Für das Grosse sich begeistern, aber auch im Kleinen getreu sein. Das ist zwar eine ethische Maxime, aber wie Lotze ja in Allem, sogar den geringsten Handlungen ein ethisches Fundament sah, so wurde sie oder war sie vielmehr auch eine methodologische. Also wie dort, wovon ich sprach, grosse und

kleine, alte oder neue, befreundete und fremde Systeme freundlich beachtet wurden, so galt es ihm als ungerecht, die grossen Fragen der Wissenschaft mit Begeisterung aufzunehmen, aber das Kleine zu vergessen, die alltäglichen Erscheinungen mit ihrem prosaischen Mechanismus bei Seite liegen zu lassen, auf denen das Grosse aufgebaut ist, sei es als höchste Abstraction oder Gesetz, unter dem sie als niedere Wahrheiten dienen, oder als die Idee, der Werthbegriff, zu dessen Verwirklichung sie arbeiten.

Getreu dieser Maxime sehen wir Lotze gleich arbeitsam in Anerkennung oder Aufstellung grosser Gedanken, wie in minutiöser Analyse der abstractesten und kahlsten Begriffe oder der einfachsten und alltöglichsten Sinnesinhalte: gleich lebendig in der Erforschung des Nervenprocesses bei unsern Gefühlen, wie des Verhältnisses der Seele zu dem Absoluten, des Begriffes des Seins, wie des Weltplans oder des allwaltenden ethischen Princips. Aber all' diese Arbeit im Grossen und Kleinen ist geleistet mit dem Bewusstsein, dass das Grosse eben das Grosse und das Kleine das Kleine ist, und um des Grossen willen da ist und nur entsprechende Zuneigung verdient: dass der Weltplan etwas Höheres ist, als die Dinge, die sich nach ihm richten, die Teleologie höher steht als der Mechanismus, das Ethische höher als das Wahre für sich allein betrachtet (insofern es kein ethisches Element enthält).

Dies sollten einige Punkte sein, welche Lotze's Verfahren bei der Anerkennung oder Aufnahme von Wahrheiten kennzeichnen. Selbstverständlich gehen nun diese Grundsätze ein in die Kritik, die man an Andern übt, und erzeugen dort ihre analogen Erscheinungen. Die grosse Ausdehnung seiner Kenntnisse, die geringe Voreingenommenheit für ein einziges oder wenige Systeme mit Gutem und Schlechtem, alsdann aber auch seine Abneigung gegen alles Triviale, Trockene, Langweilige — alle diese Dinge vertragen sich nicht mit der Methode, die Meinung der Gegner auf bestimmte, womöglich immer gleiche oder analoge Schablonen zuzuschneiden und das nicht passende Stück oder gar das Ganze um des widerstrebenden Theiles willen zu verwerfen. Im Gegentheil: wie Lotze aus dem Reichthum seiner Erfahrungen und seiner inneren Formen bald diese, bald jene hervornimmt, um danach die Wahrheit oder den ästhetisch-ethischen Werth, oder die methodologische Tauglichkeit einer ihm gegenüber tretenden sympathischen Ansicht zu bemessen und dieselbe anzuerkennen, selbst oft aus den verworrensten Irrthümern heraus-

zulesen: so ist auch sein ablehnendes Verhalten meist dictirt nach eigenen, vielgestalteten Principien, ansetzend da, wo man es oft nicht erwartet, und mehr ähnlich dem leichten, freien Spiel künstlerischer Auslese, als dem schwerfälligen Zwang philosophischer Schuldisputation. Dass nun in der Freiheit, in der geringen Pedanterie und im Reichthum Gefahren liegen, das leugnen wir weder für sonstige Verhältnisse, noch für die philosophische Methode; und diese Gefahren haben auch wirklich manchen Fehltritt Lotze's verschuldet. Die Vielfältigkeit der Motive zur Kritik und die Menge der Ansatzpunkte, die ja sehr ungleichwerthig und manchmal nur dictirt sind vom ästhetischen Standpunkte des Wohlbehagens, erzeugen leicht in der Länge der Untersuchung eine gewisse Undurchsichtigkeit, wenn nicht gar Mangel des Zusammenhanges und der Folgerichtigkeit; sie lassen leicht über principielle Fragen ahnungslos hinweggehen, zumal wenn die Auslese sowohl der anzuerkennenden als der zu bestreitenden Gedanken wie ihrer Gegenargumente mehr oder weniger durch Association erfolgt; denn diese bringt leicht nur zufällige Fragen und Nebenumstände, Einfälle oder gar Liebhabereien, nicht aber oder weniger solche Probleme in die Discussion, welche mit der Hauptfrage in streng logischer Verbindung stehen. Allein diesen möglichen Fehlern gegenüber stehen mannigfache wirkliche Vorzüge, und zudem solche, denen man, wenigstens in solcher Menge und Ausprägung, nicht häufig begegnet. Denn hier tritt das Neue, das Anregende, das Vielgestaltete gegenüber dem Einsilbigen und Selbstverständlichen, dem Feinde des Fortschritts, das so leicht dem Gebrauch überlieferter und oft gebrachter Sätze und Methoden folgt. Es werden ferner die philosophischen Gesichtspunkte vervielfältigt; statt hergebrachter, ursprünglich vielleicht fruchtbarer Lehren, die aber durch die Gewohnheit welk geworden, dem Geist keinen Antrieb mehr geben, keimfähige Gedanken eingeführt, die, wenn sie selbst nicht durchaus richtig sind, doch durch das Ueberraschende und Sinnvolle lebhaft anzuregen vermögen. Endlich selbst die Sprache, welche das Gewöhnliche und deshalb Farblose vermeidet, gibt durch Einführung neuer oder weniger gebrachter oder nicht mehr gebrachter Ausdrücke im Verein mit ebenso originellen Bildern und Vergleichen dem Geiste des Lernenden Frische und Lust zum Schaffen und die Selbständigkeit, welche er vor sich bewahrt sieht.

Zum Thèil gilt wieder das Gesagte für die folgende Kategorie, nach der wir die Methode Lotze's beurtheilen wollten: die Weise,

neue Wahrheiten aufzufinden. Nämlich grade die eben bezeichnete Kritik an andren Lehren ist es vielfach, welche für Lotze das Sprungbrett zu neuen Wahrheiten ist. Besonders in der Metaphysik lässt er sich gern und vorzugsweise an der Hand der Kritik anderer Dogmen zur Bestimmung seines eigenen Standpunktes leiten. Es ist natürlich, dass die Auffindung von Wahrheiten nicht allein auf Kritik beruhen kann, oder, wenn man so will, nicht nur auf Kritik von Lehrmeinungen, sondern auch auf der Kritik von Erfahrung. Ich meine das Letzte in allgemeinem Sinne, als Interpretation des erfahrungsmässig Gegebenen durch Rückführung auf Gesetze des Geschehens, Voraussetzungen ihres Bestehens, und Grundsätze ihres Werthes. Wenn nun hierin, wie ich eben sage, auch eine Art Kritik liegt so erklärt sich die Aehnlichkeit des Verfahrens hier und dort leicht: die hingebende Aufnahme des in der Wahrnehmung Gegebenen, so gross oder so gering es sein mag, die Geneigtheit und die Gabe, überall einen passenden oder interessanten Zug zur Anknüpfung von Reflexionen zu finden, selbst an den Stellen, wo dem Auge der Meisten die geistige Federkraft sich nicht enthüllt hätte. Diese gelungenen Griffe lohnen ihn oft reicher als mühsame Operationen, und er selbst wusste darum, dass „ein glücklicher Einfall uns meist rascher weiter bringt, als der langsame Schritt einer methodischen Ueberlegung.“<sup>1)</sup> Eine grosse Gelehrsamkeit, reiche Erfahrung und scharfe Beobachtungsgabe begünstigt aber weiter die Menge der Gelegenheiten für ein derartiges Denken, und die Feinheit in der Anschauung der passenden Punkte, der typischen Fälle, wie die Schärfe des analysirenden Verstandes tragen Sorge für das möglichste Gelingen des Processes der Erklärung von Welt und Leben. Und so ist Lotze gross und mannigfaltig in der Auffindung von Beispielen, aus denen er, sei es auf phantasievolle Weise den allgemeinen Charakter oder durch scharfe Dialektik die Erkenntnisprincipien ableitet; und wieder umgekehrt weiss er zu einer gegebenen Theorie trefflich die beleuchtenden Beispiele zu finden in typischen Bildern und Gleichnissen, und das Alles mit der Ungezwungenheit und der Originalität, wie sie dem Genie eigen ist; selbst aus der dunkelsten Ecke der Abstraction weiss er eine Wahrheit lichtvoll und markirt auf die Tafel der Anschauung zu projeciren. Vor Allem aber ist er fein und charakteristisch in der Beobachtung der inneren Dinge, die

---

<sup>1)</sup> Metaphysik S. 11.

ihm als das Reellere und Werthvollere ebenso wie auch das Verständlichere gelten. Wie er in der Forschung hinweist auf das Psychische als den letzten und reellen und bedeutungsvollen Grund der äusseren Erscheinungen, wie er es liebt, z. B. die psychologische Analyse selbst äusserer Anschauungen auf die innere Erfahrung zu gründen, (vergl. Localzeichen als Arten von Gefühlen), die Weltsubstanzen als geistige (Monaden) zu kennzeichnen, und die Formen der Inexistenz (Accidentien), Eigenschaften und Verhältnisse nur als geistige verständlich zu finden; wie er dann wieder das Räthsel des Wesens der Dinge als des Gleichbleibenden im Wechsel mit Hinweis auf dieselbe Thatsache in unserem Bewusstsein rechtfertigt, wenn auch nicht erklärt: — so verhält er sich auch in seiner Forschungsmethode. Um uns den richtigen Einblick in eine Sache zu verschaffen, führt er gern vor, wie uns dabei zu Muthe ist, gibt uns einen innern Geschmack von den psychischen Ursachen oder Wirkungen der Sache, der intellectuellen nicht nur, sondern oft auch der ästhetischen und ethischen; und dadurch vermag er eindringlicher, als ein Anderer, einmal die Wahrheit einzureden, und allerdings dieselbe auch durch Verfolgung dieser geheimen und tiefen Rinnen in ihrer Quelle aufzufinden.

Auch diese Methode gibt Lotze einen Vorzug vor manchen seiner Zeitgenossen. Aber auch hier darf man nicht verschweigen, dass er diese Maxime praktisch zu weit befolgte, indem er, und gerade in der Metaphysik, anstatt im Psychischen ein bloss analoges Vorbild des Physischen zu suchen, beide vollständig identificirt hat.

Wie weit nun die Methode, die wir eben, so weit möglich, skizzirt haben, auch der Metaphysik zu Gute kommt resp. auch ihr Nachtheil bringt, wird vielleicht nur dem vollständig klar, der die Metaphysik Lotze's selbst liest und studirt, da ein Auszug erklärlich nicht die Details, die Ornamente Lotze'scher Methode und Schreibart hervortreten lassen kann. Doch wird auch an dem Grundriss und dem allgemeinen ‚Stil‘ des metaphysischen Kunstwerkes im Allgemeinen wenigstens, hoffen wir, das wiedererkennlich sein, was soeben gesagt wurde, insbesondere dann, wenn wir uns möglichst an den Lotze'schen Gedankengang und an seine Ausdrucksweise halten.

## II.

Bevor man aber eintritt in die Discussion über die Metaphysik, wird man die jetzt zeitgemässe Frage stellen, warum denn Lotze



überhaupt auch hierin schon so eigenartig gewesen und unter die Metaphysiker gegangen ist und nicht etwa mit seinen Zeitgenossen dieselbe von vornherein als ganz unausführbar verworfen, oder erst dann ihre Inangriffnahme gestattet hat, wenn die Erkenntnisskritik die Wege gebahnt hat. Lotze vertheidigt seinen Standpunkt in dieser Frage selbst. Wer von der Metaphysik verächtlich spricht, weil sie die Wissenschaft vom Wesen, von dem Hintergrund der allein erfahrbaren Erscheinungen sei, und als solche zu keinem Resultat führen könne, der braucht doch selbst den Begriff des Wesens und setzt ihn den Erfahrungsgegenständen gegenüber. Er macht Annahmen von der Wirklichkeit eines Hintergrundes der Erscheinungen, von seiner Beziehung zu diesen, von seinem Verhältnisse zu uns (zum wenigsten, dass er unerkennbar ist) und viele mehr. Aber eben darum handelt es sich in der Metaphysik, woher jene unumgänglichen Annahmen, die ja doch die gewöhnliche, allein anerkannte Erfahrung nicht zeigt, entstanden sind, welche Berechtigung sie haben und wie sie mit den Erscheinungen, zu deren Erklärung oder Ergänzung die Natur unseres Erkennens sie herbeigezogen hat, im Einklang stehen, und wobei sie auch jene Vertreter der reinen Naturwissenschaft nicht entbehren können.<sup>1)</sup>

Nicht mehr Sympathie zeigt er für die verwandte Richtung, welche, ehe sie an die Metaphysik geht, oder überhaupt ihre Berechtigung anerkennen will, Untersuchungen anstellt über die Fähigkeit und Tragweite unseres Erkennens. Solches Unternehmen führt zu nichts und hat gar keine Analogie, die für ihren Erfolg spricht. Immer werden die Gesetze der Beschäftigung mit etwas gefunden, wenn man sich wirklich damit beschäftigt. Alsdann setzt auch diese Richtung die metaphysischen Dinge und Begriffe, über deren Erkennbarkeit oder Unerkennbarkeit sie urtheilen will, voraus, d. h. sie setzt voraus gewisse ursprüngliche und nicht wegräumbare Begriffe, die von dem Wirklichen ausgesagt werden, und die Wirklichkeit, der Sinn und Zusammenhang dieser Voraussetzungen muss doch bestimmt werden, ehe man ausmachen kann, in welchem Verhältniss das Erkennen zu ihm steht.

<sup>1)</sup> Metaphys. S. 14: „Vergeblich sprächen wir daher von einer völlig vorurtheilslosen Wissenschaft der Erfahrung; indem diese Wissenschaft jede metaphysische Anlehnung verschmäht und auf die Erkenntniss des Wesens verzichtet, ist sie überall von ungeordneten Annahmen über eben jenes Wesen durchzogen und pflegt sich aus dem Stegreif für jede Einzelfrage die Beurtheilungsgründe zu ergänzen, deren zusammenhängende Ueberlegung sie geringschätzt.“

Dieses sind Vorfragen, welche der Berechtigung der Metaphysik aus dem Wege geräumt werden mussten. Ihre eigentliche Aufgabe aber bestimmt Lotze einfach als die Lehre von eben jenen bereits wiederholt genannten, allgemeinsten Begriffen, welche den allgemeinen Lauf der Dinge kennzeichnen, und die ausnahmslos von jedem angewandt werden, der spricht, also als allgemeine Voraussetzungen unseres Denkens über irgend etwas gelten können. Es sind solche Begriffe die von Dingen, Ursachen oder Kräften, Wesen und Erscheinung u. s. w.

Zwei grosse und weit getrennte Gebiete sind es aber, in denen der Weltstrom sich hinwälzt, das Geistige und das Körperliche, Welt der Dinge und der Geister — und naturgemäss gelten zwei besondere Abtheilungen der Metaphysik ihrer Erforschung nach den genannten Gesichtspunkten, während der erste fundamentale Theil, als Ontologie, die allgemeinsten Eigenschaften alles Seienden behandelt.

Drei Fragen beschäftigen nun Lotze in der Ontologie: die vom Sein der Dinge, dem Wesen und der Veränderung. Ausgehend von der natürlichen Weltauffassung sucht Lotze jeden der Begriffe zu bestimmen, ihm diejenige Form zu geben, in der er mit sich selbst und den Bedürfnissen im Einklang ist, aus dem er hervorgegangen, und zuletzt alle drei, Sein, Wesen und Veränderung mit einander verträglich zu machen.

Dem Sein, der Wirklichkeit der Dinge, gilt die erste Untersuchung Lotze's; diese Wirklichkeit aber wird in der speciellern Bedeutung des Wortes, der dinghaften Existenz im Gegensatze zu wirklichen Wahrheiten (das aristotelische  $\delta\nu\ \omega\varsigma\ \acute{\alpha}\lambda\eta\theta\acute{\epsilon}\varsigma$ ), zu seienden Zuständen und geschehenden Ereignissen gebraucht.

Wenn man nun von dieser Wirklichkeit, dem Sein der Dinge, fragt, worin sie bestehe, so lautet die erste Antwort, sie sei nichts anders als das Empfundenerwerden. Aber dem wird man sogleich schon entgegenhalten, dass das, was wir und, wenn wir nicht in der nöthigen Verfassung sind, Andere von dem Sein empfinden, doch nicht das Mittel selbst sei, durch das jene Empfindung zu Stande kommt. So gelangt die gewöhnliche Ansicht, wenn sie nicht bloss bei der negativen Bestimmung, es sei das Unempfundene, beharren will, zu dem Resultate, das Sein eines Dinges (d. i. sein Existiren) bestehe in den Beziehungen, in denen es zu andern Dingen stehe. Diesem Schlusse stimmt Lotze bei; ein Sein, ein sogenanntes reines Sein,

bei dem man von allen Beziehungen abstrahirt habe, sei gar nicht Sein mehr, es sei gar nicht anzugeben, wodurch es sich von dem Nichtsein unterscheide. Jener Einwurf, dieses reine Sein habe vor dem Nichtsein doch wenigstens das voraus, dass das erste in Beziehung treten könne, das letztere aber nicht, wird zurückgewiesen mit der Bemerkung, dass das, was in keiner Weise schon in Beziehung zu dem Weltganzen stände, auch nicht in bestimmte Relationen eintreten könne; denn um eine spätere Beziehung  $r$  gegenüber einer andern  $p$  wählen zu können, muss das scheinbar beziehungslose  $x$  schon in einer Beziehung  $q$ , nicht  $\pi$ , zu andern gestanden haben. Das reine Sein also ist nicht etwas ausser oder vor den speciellen Formen, sondern es ist ein ganz richtig gebildeter Allgemeinbegriff, werthvoll wie alle Allgemeinbegriffe, wenn sie richtig verbunden werden, aber in Wirklichkeit so wenig für sich etwas Besonderes, wie eine Bewegung ohne Richtung und Masse. Sein ist das Gemeinsame aller Existenzformen, wie die Farbe das Gemeinsame von Roth, Blau u. s. w.

Dieselben Bedenken treffen die Herbart'schen Begriffe: 'absolute Position oder Bejahung'; gesetzt kann etwas nicht schlechthin werden, immer muss es in eine bestimmte Lage, an einen Ort, im Allgemeinen in ein Verhältniss zu andern gesetzt werden. Ebenso kann nicht schlechthin bejaht werden; bejaht wird der bestimmte Inhalt eines Satzes; dass ein bestimmtes Prädicat einem bestimmten Subject zukomme oder nicht, wird bejaht.

Eine Wirklichkeit schlechthin, ein reines Sein gibt es nicht, das Sein der Dinge besteht in den Beziehungen, die zwischen ihnen obwalten. Dieser Ausgang, sagt Lotze, widerstreitet nicht unsern Begriffen von der Welt und dem Zusammenhang der Dinge; wir wissen nicht, wie die Wirklichkeit gemacht wird — aber es spricht nichts dagegen, dass jene Macht, welche die Welt hervorgerufen, nicht zuerst beziehungslose Wirklichkeiten geschaffen und sie nachher hat in Beziehung treten lassen, sondern gleichzeitig Alles in gegenseitigen Druck der Relationen gesetzt hat.

Eine volle Würdigung dieser ersten ontologischen Sätze wird erst dann möglich sein, wenn wir einmal wissen, was Lotze mit seinen Beziehungen will, und was er denn unter dem versteht, das in diese sogenannten Beziehungen eintreten soll, oder, wie er meint, immer und ewig in diesen Beziehungen ist und nur in solchen sein kann.

## III.

Wir lassen uns nun von Lotze zu seiner zweiten Untersuchung führen, nach dem ‚Was‘, dem Wesen der Dinge, die fähig sind, in jene Beziehungen einzutreten, deren Sinn später ebenfalls näher bestimmt wird.

Ueber die erste Meinung im Leben, das Ding sei das, als was es uns erscheine, kommt man bald durch die Betrachtung hinaus, dass der sinnlichen Eigenschaften eben viele in einem Dinge sind, dass sie unter veränderten Umständen wechseln, dass also unsere sinnlichen Eindrücke unmittelbar nichts zur Natur der Dinge Gehöriges sind, dass auch Gestalt, Lage u. s. w. wohl Verhältnisse von Dingen sind, aber das nicht angeben, was in den Verhältnissen steht.

Den nächsten Schritt zur Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Dinge hat Herbart gethan, indem er das ‚Was‘ der Dinge in einer übersinnlichen Qualität suchte. Er begnügte sich nicht mit der Antwort, die man zunächst, nachdem man die wechselnde Erscheinung von dem wesenhaften Sein unterschieden hat, geben kann und gibt, das Ding sei das Beharrliche im Wechsel der Eigenschaften, das vereinigende Band ihrer Vielheit, der feste Ansatzpunkt wechselnder Zustände und der Ausgangspunkt von Wirkungen, denn dies, sagt Lotze (S. 47), „liegt ohne Zweifel in dem Sinne unseres Begriffs vom Dinge, aber Alles sagt uns auch nur, wie das Ding sich behelme, nicht was es sei; nur die Leistungen werden hierdurch formulirt, die demjenigen obliegen, was als Ding anerkannt sein will, aber nicht das, . . . was das Ding sein müsse, um diese geforderten Leistungen ausführen zu können.“

Herbart also wollte das entdecken, dem jene verlangte Einheit, Beharrlichkeit und Festigkeit zukommt, und glaubte, es in einer übersinnlichen Qualität gefunden zu haben. Nun würde dies Prädicat ‚übersinnlich‘ die negative Bestimmung zunächst aussprechen, dass das Wesen des Dinges unbekannter Natur sei und natürlich nichts mit unsern Qualitäten roth, süß u. s. w. gemein hat. Doch ist es aber eben Qualität und ihr Charakter wird kein anderer sein, als der der Anschaulichkeit, dass es also irgend einem Wesen in der Anschauung vorkommt. Nun aber würde dem der gemeine Verstand schon entgegenhalten, Qualität, welcher Art sie auch sein möge, sei nicht das Ding, sondern komme ihm zu; philosophisch ausgedrückt: wer die Qualität als Ding bezeichne, mache das, was nur als Prädicat gedacht werden könne, zu dem, was nur als Subject und nicht als

Prädicat eines andern Subjectes denkbar ist. — Auch die folgende Ausflucht würde nichts helfen: Von den sinnlichen Qualitäten, die uns in den sprachlichen Adjectiven entgegenträten, blau, süß u. s. w., sei allerdings unbestimmt, ob dies Blau dunkel oder hell, über eine grosse oder kleine Fläche verbreitet sei; sie stellten die Qualitäten als ein unbestimmtes Prädicat dar, das vielen Subjecten zukommen könne, und das deshalb gleichsam das Rohmaterial sei, aus dem das Ding gemacht würde. Die einfache übersinnliche Qualität sei nicht unbestimmt und brauche nicht ihre Bestimmung in einer scheinbaren Substanz zu erwarten, sie sei vielmehr bestimmt und bedürfe des Zuschnitts nicht, wie die sinnlichen Allgemeinbegriffe. — Aber auch durch diese Bestimmtheit, muss man entgegenen, wird aus der Qualität nichts anderes, und der Zuschnitt macht sie nicht reeller als sie vorhin waren, sie bleiben Qualitäten.

Wenn ferner eine einfache Qualität den unveränderlichen Gegenstand unserer Wahrnehmung bildete, dann haben wir gar keinen Grund, von Ding und Qualität, von Subject und Eigenschaft zu sprechen. Denn in der Veränderung liegt der Antrieb, diese Begriffe zu bilden, in ihr liegt der Grund, warum wir ‚Qualität‘ nicht mit ‚Ding, verwechseln dürfen, und weshalb eine Qualität nie das leisten kann, was wir von dem Subjecte im Dinge verlangen. Durch Dinge suchen wir die Welt des Wahrnehmbaren zu erklären. Sie sollen in dem Wechsel der Erscheinungen einzelne bleibende Punkte angeben, welche mit sich identisch bleiben, während sie wechselnde Formen und Zustände annehmen.<sup>1)</sup> Es ist nöthig, dass sich in dem Dinge eine Macht geltend macht, die eine bleibt und ihre Einheit gegen die Veränderung seiner Prädicate bewahrt. Diese Einheit nun findet sich in der Veränderung und kann sich auch nur bei einer solchen zeigen durch die Gleichheit mit sich selbst während der Alteration. Diese Forderung kann aber die einfache Qualität nicht erfüllen; denn

<sup>1)</sup> Metaphys. S. 52: „Die Thatsache, dass jene Qualitäten, welche die nächsten Gegenstände unserer Wahrnehmung sind, weder unveränderlich beharren, noch principlos wechseln, sondern in ihrem Uebergange irgend ein Gesetz der Folgerichtigkeit beobachten, hat zu dem Versuche geführt, als das beharrliche Subject dieses Wechsels das Ding, und die empfundenen Qualitäten nur als einander ablösende Prädicate dieses Dinges zu denken. . . Und hierüber nun kann ich nur behaupten, dass die Speculation, Einheit des Wesens im Wechsel suchend, mit Unrecht diese Einheit in einer Einfachheit zu finden glaubte, die der Natur nach unfähig ist, Einheit zu sein oder das beharrliche Wesen eines Veränderlichen auszumachen.“

das völlig Einfache kann nicht theilweise verändert werden, so dass noch ein Rest übrig bliebe, der das Beharrende im Dinge ausdrückt. Eine einfache Qualität kann nur verschwinden und an seine Stelle ein Anderes treten lassen. Das Einfache und Unveränderliche, sagt Lotze, kann immer nur Prädicat eines Subjects sein, das Ding, das Subject muss nothwendig veränderlich sein. Das ist also zunächst der negative Schluss, Einfachheit und Einheit im Wechsel widersprechen sich, denn mit dem blossen Wechsel von Qualitäten würde alle Continuität verloren gehen, mit ihrem Wegfall aber würde der Grund hinfällig, der uns überhaupt veranlasst, Dinge anzunehmen.

Zu demselben Resultate führt die Betrachtung, was denn die Beziehungen sind, die wir uns zwischen den Dingen denken. Beziehungen stiftet zunächst der Verstand, wenn wir von einem Vorstellungsinhalt zum andern übergehen und unsere Zustände dabei vergleichen. Nun aber fordert man mit Recht, dass den Dingen doch selbst etwas derart zukommen müsse, wie Beziehungen, wenn sie uns in verschiedener Weise von einem in einen andern Zustand übergehen lassen. Nun behauptet Lotze, — und dies ist ein grundlegender Gedanke seiner Metaphysik, — in den Dingen sei vielmehr etwas mehr als blossc Verhältnisse; wenn das Ding *a* zu *b* in einer Beziehung stände, schlechterdings aber nichts davon merkte durch irgend ein Leiden, so sei nicht anzugeben, worin denn noch die Beziehung für die Dinge selbst bestehen soll. Wechselwirkung sei also allein der begriffliche Sinn jener Beziehungen, sie bestehe aber im Leiden der Dinge von einander und zwar in einem psychischen Leiden. In Beziehung stehen kann also nur das, was leiden, sich verändern kann, und diese Veränderung ist mit einfachen Inhalten unverträglich.

Da nun aber ein einfacher, anschaulicher Inhalt nicht das Wesen des Dinges ausdrücken kann, so bleibt Lotze nichts übrig, als zu leugnen, dass überhaupt das Wesen so angeschaut werden kann, wie wir es verlangen, wenn wir immer und immer eine noch subtilere Qualität voraussetzen. Das Wesen lasse sich auch nicht von einer höchsten Intelligenz anschauen als ein einfacher Inhalt, es sei vielmehr nur denkbar, denkbar aber als die Regel, oder das Gesetz, und zwar nicht als ein allgemeines, sondern ganz individuelles Gesetz, nach dem die Mannigfaltigkeit der wahrnehmbaren sogenannten Eigenschaften zusammenhängt.

Bedenken erregt aber immerhin, dass ein Gesetz doch nur ein Verhalten ist, das eines Subjectes bedarf, dem es eignet, und wodurch

es also nur Wirklichkeit erhält. Die Neigung zu diesem Gedanken hat zu mancherlei dualistischen Theorien geführt, fussend in der Annahme eines Realen, das einem Inhalte erst Wirklichkeit ertheilte. Das schlechthin Reale, das nicht etwas Bestimmtes ist, ist gar kein fertiger Gedanke und auch völlig unfruchtbar. Es ist nicht zu begreifen, wie ein Reales, das ganz gleichgiltig gegen seine Prädicate ist, solche überhaupt annehmen kann und gerade diese gegenüber andern. Es gibt kein Reales ohne Inhalt, wie es keinen Inhalt gibt, der nicht eben hierdurch schon real ist, nicht erst nachträglich die Wirklichkeit erlangt.

Aehnliche Ueberlegungen richten sich gegen die Unterscheidung von Stoff und Form. Ein formloser Stoff, der gar keine bestimmte Beschaffenheit habe, kann auch keine solche bekommen, noch weniger die Fähigkeit in sich tragen, die einmal angenommenen Formen zu bewahren. Und wie sollte dieser qualitätslose Stoff in dem einen diese, in dem andern jene Formen annehmen, wenn er nicht doch nicht formloser Stoff sei, sondern schon Dispositionen zu dieser oder jener Form in sich trägt? In dem Dinge ist also nicht eine Spaltung von zwei Sachen, einem Inhalt, wodurch es sich von andern unterscheidet, und einer Realität, durch die es gemeinschaftlich mit andern den Charakter der Dingheit trägt. Kein Inhalt wird nachträglich erst durch eine Position zu einem Dinge, niemals andererseits ein Reales, ähnlich der alten Hyle (S. 66), welches noch nichts Bestimmtes wäre, zu einem solchen.

So soll nun auch das Gesetz, die Regel, nicht ein Trennbares sein, was einem zuerst inhaltlosen Subject dadurch, dass es diese Regel befolgt, einen Inhalt gibt. Umgekehrt ist das Gesetz, als das Wesen des Dinges, nicht ein vorweltliches Stück, etwa ein Gedanke, der durch ein anderes Stück erst zur dinglichen Wirklichkeit würde, sondern dieser Inhalt ist wirklich eben dadurch, dass er Inhalt ist. Jenes Gesetz soll ebensowenig ein allgemeines Verhalten in bloss möglichen Fällen ausdrücken; das Wesen kann ja nicht in lauter bloss möglichen oder denkbaren Formen bestehen. Also dies soll das Gesetz, als was Lotze das Wesen bestimmt, ausdrücken: der Charakter eines Dinges besteht immer nur in der Form eines bestimmten Dinges, wenn bestimmte Bedingungen auf dasselbe wirken, jedoch so, dass, wenn andere Bedingungen eintreten, dies wirklich bestehende Ding sich in der jener Regel oder seiner Natur entsprechenden Weise, dem ihm innewohnenden Gesetze gemäss, ver-

ändert. In Folge dessen kann man immer nur angeben, was ein Ding unter bestimmten Bedingungen sei, nicht aber was es sei, wenn gar keine Bedingungen auf dasselbe wirken, was das Ding an sich sei, wie es sich an sich verhalte.

## IV.

Diese Gedanken über das Wesen der Dinge werden sogleich verwendet, zum Theil erläutert in der Untersuchung von der Veränderung der Dinge, jener Frage, die ja wohl die Veranlassung ist, dass wir überhaupt von dem Dinge im Gegensatz zu den Eigenschaften sprechen, denn das Ding ist eben, wie er S. 62 sagt, das Veränderliche im Wechsel. Unveränderlich seien nur die Prädicate. Das Ziel der Forschung aber ist dies, zu erfahren, wie, wenn Veränderung existirt, das Ding in der Veränderung gedacht werden muss, ohne dem Widerspruch zu verfallen, dass es A bleibe und doch Non-A werde.

So wenig nun der Begriff der Veränderung aus andern Begriffen logisch construirt ist, und sich metaphysisch kein Vorgang, kein Weg angeben lässt, auf dem das räthselhafte Etwas, die Veränderung, erzeugt wird, der nicht selbst eben ein Vorgang, ein Werden und Veränderung wäre, so wenig lässt sich auch auf der andern Seite der Begriff der Veränderung ganz aus der Welt schaffen, und von den Dingen selbst entfernen. Die Naturwissenschaft mag damit zufrieden sein, starre Wesen anzunehmen, deren äussere Relationen nur wechseln, die selbst aber unberührt blieben. Aber die Metaphysik darf sich hier nicht aufhalten lassen; wäre dem selbst so, dass jene Wesen selbst beim Wechsel der Relationen sich keineswegs änderten, so muss doch, damit wenigstens der Schein der Veränderung verschiedener sich ändernder Zustände der objectiven realen Wesen entsteht, jenes Wesen, das uns am vertrautesten ist, das Ich, von eben diesen Relationen oder was es sonst sein mag, in verschiedener Weise afficirt werden, also beim vergleichenden Uebergang von einem in den andern Zustand, eine Aenderung erfahren. Würde man dies nur für Schein halten, so ist man gezwungen, einen Beobachter vorzusetzen, dem eben die Affectionen unseres Ich vorkämen und erschienen; er muss wenigstens bei der Beobachtung eine Veränderung erfahren u. s. f., kurzum, einmal muss eine Veränderung zugestanden werden. Ist nun dem so, so gilt die Veränderung wenigstens für das percipirende Subject und Unveränderlichkeit kann nicht mehr zu dem metaphysischen Begriffe realer Wesen gehören.



Dieselben Bedenken gelten gegen Herbart. Ist das Ding seiner Natur nach unveränderlich, sind also die Selbsterhaltungen bloss ungestörtes Fortbestehen desselben Wesens, so müsste eben in der Welt nie ein Wechsel vorkommen, Alles bliebe beim Alten. Nun aber lässt Herbart selbst, besonders in der Psychologie einen Wechsel und verschiedene Qualitäten in der Art geschehen, dass sich die Seele je nach der Beschaffenheit und der Intensität der sich nähernden Störung auf verschiedene und entsprechende Weise selbst erhält. Welche Veranlassung sollte nun das Wesen haben, sich nach einer Störung  $a$  mit der Selbsterhaltung  $\alpha$ , nach  $b$  mit  $\beta$  zu richten, wenn es nicht etwas von diesen Störungen selbst merkt, also verschiedene und wechselnde innere Zustände hat?

Ist nun aber einmal ein Werden, also eine Folge von Zuständen nicht zu leugnen, so ist auf der andern Seite aus demselben Grunde eine bloss Succession von Erscheinungen, Zuständen, Qualitäten ohne ein Ding unmöglich. Setzen ja die succedirenden Zustände zum wenigsten in unserer Seele ein Subject voraus, das die beiden Zustände nicht nur nacheinander gehabt hat, sondern sie vergleicht und sich ihrer Aufeinanderfolge bewusst ist, also muss dies reale Wesen wenigstens existiren. Die Erscheinungen sind also einmal nur unter Voraussetzung der Veränderlichkeit eines realen Wesens, dann aber nur unter Voraussetzung der Dauer desselben möglich.

Man könnte dem entgegen: man meine eben nicht Erscheinungen, die einander succediren, sondern Qualitäten. Aber dass man überhaupt von Eigenschaften redet, setzt doch voraus, dass sie einmal Erscheinungen geworden sind und in Folge dessen das reale geistige Wesen fordern. Nie können ferner Qualitäten den Charakter der Dingheiten vertheidigen, der im Wirken und Leiden besteht. „Regellos succedirende Qualitäten oder solche, die sich in unabänderlicher Reihe folgen, liessen sich allerdings denken. Aber wir können den Weltlauf durch willkürliche Eingriffe verändern; das setzt aber nothwendig voraus, dass es etwas in ihnen gibt, was von uns afficirt wird und gegen denselben nach bestimmter Regel reagirt.“

Wie ist nun aber die Veränderung des Dinges denkbar, dem entsprechend, was muss das Wesen des Dinges vorstellen, das sich in der Veränderung erhält? — Vor Allem hat Niemand je in der Welt eine ganz regellose Veränderung angenommen; selbst die Philosophen, die sich am weitesten von der natürlichen Weltauffassung entfernt haben, Heraclit z. B. konnte nicht umhin, seiner Bewegung die

Richtung von Oben nach Unten zu geben, also doch ein Gesetz in der Veränderung, ein Unveränderliches, anzunehmen. Allemal denkt man sich doch die Veränderung eines Dinges so, dass, wenn auf ein gegebenes A der Reihe nach die Einflüsse  $x$ ,  $y$ ,  $z$  wirken, dieses A in  $\alpha_1$ ,  $\alpha_2$ ,  $\alpha_3$  u. s. f. übergeht, während ein Ding B unter diesen Umständen die Reihen  $\beta$ ,  $\beta_1$ ,  $\beta_2$ ,  $\beta_3$  durchläuft. Wenn also ein Ding verändert wird, so wirkt sein ursprünglicher Charakter durch alle Formen durch; kommen die Einflüsse in umgekehrter Ordnung, so läuft es wieder die Reihe  $\alpha_3$ ,  $\alpha_2$ ,  $\alpha_1$  bis zum ersten Dinge durch. Wie unendlich gross nun auch die Reihe der Formen der Veränderung sein mag, jedes Ding hat seinen besonderen, abgeschlossenen Kreis und nie tritt es aus der A-Reihe in die B-Reihe über.

Dies also würde die Lösung des Widerspruches in der Veränderung bei gleichbleibenden Wesen sein, dass  $\alpha$ ,  $\alpha_1$ ,  $\alpha_2$  in bestimmter Weise succedirte, wirklich wäre immer nur ein einziges, aber dieses gäbe den Ton an für alle folgenden Glieder; constant wäre nur die Regel des Verhaltens in allen Fällen und dies wäre denn das Wesen, das für jedes Ding ein Besonderes gegenüber andern wäre. Aber jene Fassung wäre damit allerdings ausgeschlossen, dass das A, indem es von  $\alpha_1$  in  $\alpha_2$  ginge, noch  $\alpha_1$  bliebe.

Dieses Resultat entspricht nun nicht dem, was wir doch immer von dem verlangen werden, was Ding sein soll, das sich in irgend einer Weise doch unterscheiden muss von der blossen Succession ähnlicher Zustände. Das oben wird gefordert, dass diese Qualitäten eben Zustände eines Wesens sein sollen. Was soll aber diese Forderung erfüllen? „So lange es dabei bleibt,“ sagt Lotze, „dass a, wenn es in dem angeblichen Zustande  $a^1$  sich befindet, etwas anderes ist, als in dem Zustande  $a^2$ , so lange man ferner darauf verzichtet, in  $a^1$  und  $a^2$  einen gleichen Rest des a anzunehmen, an dem beide nur äusserlich angehängt wären, so lange man also a aufrichtig in beide Zustände ganz gerathen lässt: so lange bezeichnen diese Ausdrücke nur den Wunsch oder die Forderung: es möge etwas geben, das adäquat sich durch sie bezeichnen liesse, oder das dieses Verlangen nach Identität in der Verschiedenheit, nach Beharrlichkeit im Wechsel, befriedigte; nicht aber enthalten sie den Begriff dessen, was im Stande wäre, diese Forderung zu erfüllen.“

Wie nun diese scheinbar widersprechenden Forderungen der Beharrlichkeit und des Wechsels erfüllt werden, das ist durch blosses Denken nicht zu erklären und es würde das Denken für sich nicht aus

anderen Begriffen jenes merkwürdige Verhältniss construiren können, dies ebensowenig, wie wir jene Wirklichkeit des Werdens aus unseren Begriffen des Seins und Nichtseins zu construiren vermögen. Die Wirklichkeit ist eben reicher als das Denken und so finden wir allerdings auch unser Postulat: Beharrlichkeit im Wechsel, erfüllt, ohne dass wir gleichsam den Kunstgriff anzugeben vermöchten, durch den der Substanz es gelänge, in der Veränderung sich selbst gleich zu bleiben. Ein Beispiel und auch das einzige der Art bietet unsere Seele. (S. 185.) „Eben das geistige Wesen, das die wunderbare Leistung ausführt, Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle nicht bloss von sich zu unterscheiden, sondern zugleich sie doch als die seinigen, als seine Zustände zu wissen, und das in der zusammenfassenden Erinnerung die Reihe der aufeinanderfolgenden durch seine eigene Einheit verknüpft.“ Hierbei also wird uns klar, was es heisst, ein Wesen A habe einen Zustand a; nur dadurch, dass unsere beziehende Aufmerksamkeit Vergangenes und Gegenwärtiges in der Erinnerung zusammenfasst, zugleich aber die Vorstellung des beständigen Ich entsteht, dem sie beide angehören, werden wir inne, dass es möglich ist, dasselbe Wesen im Wechsel vieler Zustände zu erhalten: dadurch also, dass wir uns als solche Einheit erscheinen können, sind wir Einheit.“ Das ist nun die wichtige Folgerung: wenn es Dinge geben soll, die jenem Postulate entsprechen, so müssen sie mehr als Dinge sein; nur durch Theilnahme an dem Charakter der Geistigkeit können sie jene Forderungen erfüllen; „sie können unterschieden von ihrem Zustande nur sein, wenn sie sich selbst von ihm unterscheiden, und Einheiten nur, wenn sie sich selbst als solche der Vielheit ihrer Zustände gegenübersetzen.“

## V.

Hiermit könnte man glauben, bereits genug zu haben von der Lotze'schen Ansicht über das Sein und Wesen der Dinge. Allein eine andere und in sich selbst sehr interessante Untersuchung fügt noch eine wichtige Bestimmung über das Sein der Dinge hinzu, indem sie zu dem Verhältniss der Dinge zu dem sogenannten Absoluten hinleitet. Es ist jene berühmte Frage nach der Wechselwirkung der Dinge, also nach eben jenen Beziehungen, nach Ursache und Wirkung und der Möglichkeit des Zustandekommens jeder Wirkung.

Seinem Princip getreu, die gewöhnlichen Weltanschauungen zu prüfen, betrachtet er auch hier wider die ganz naive Ansicht, es gehe bei der Wirkung etwas von einem Dinge auf das andere über. Bei zusammengesetzten Körpern hat diese Vorstellungsweise den Schein für sich. Das Wasser, das den Schwamm befeuchtet und ihn ausdehnt, geht wirklich von einem Orte und von einem Dinge zu dem andern über. Der Funke, der das Pulver zur Explosion bringt, legt wirklich einen Weg von hier nach dort zurück, trennt sich von dem einen Dinge, ist dann selbständig und tritt dann in das Pulver über. Aber das sind eben wahrhaftige Dinge, die übergehen, und diese erklären doch nicht den Zustand der Bewegung, die folgt, und die plötzliche starke Expansion des Gases. Es ist nicht selbstverständlich, dass der Funke die raschen Bewegungen, in denen seine hohe Temperatur besteht, den im Pulver verbundenen Atomen mittheilt. Gerade dies aber, wie es zugeht, dass ein Ding seinen Bewegungszustand einem andern mittheilt, dass der Bewegungszustand in dem einen theilweise aufhöre, in dem andern beginne, wie der Zustand eines ganz verschiedenen Dinges der zwingende Grund eines Zustandes in einem andern werden kann, das ist die Frage.

Nun ist es selbstverständlich, dass die ‚causa transiens‘ nicht so gedacht werden dürfe, dass sich ein Zustand von einem Dinge losreisse, dann in der Mitte schwebte ohne Zustand irgend eines Dinges zu sein, und hernach ein anderes in Besitz nähme. Die Unmöglichkeit dieses Gedankens führte den Versuch herbei, das Wirken ganz bei Seite zu setzen und Gelegenheitsursachen anzunehmen. Entbehren kann aber auch der Occasionalismus das Wirken nicht. Die Gelegenheiten sind da, um benutzt zu werden, und es ist nicht einzusehen, wie ein Ding bei Gelegenheit des bestehenden Zustandes eines andern einen genau entsprechenden folgen lassen soll, nicht irgend einen andern beliebigen, wenn kein Wirken stattfindet. Auch die prästabilirte Harmonie in ihrem bekannten Beispiel von den zwei Uhren setzt wenigstens eine ursächliche Verbindung in dem Räderwerk beider Uhren voraus, damit die Uhren auch für die ganze Folgezeit zu einander passen, und jene Lehre, die Gott als das beständige Mittelglied zwischen Ursache und Wirkung setzt, bedarf der Wirkung des Dinges a auf Gott und Gottes auf das Ding b.

Damit nun aber ein Wirken, das schlechterdings nicht zu beiseitigen ist, zu Stande komme, ist nicht eine einzige Ursache nöthig; sondern mindestens zwei. Es muss ein Ding A und ein anderes B ge-

geben sein, die wechselwirken, und zu dieser Wechselwirkung ist nöthig, dass die Dinge in einer Beziehung C stehen. Sobald aber durch A, B und C eine Wirkung völlig begründet ist, tritt sie auch sofort ein, und es bedarf nicht erst eines Impulses. Dabei machen wir aber die Voraussetzung, dass die verschiedenen wechselwirkenden Dinge, von denen wir uns einen Erfolg versprechen, nicht völlig disparat sind, wie etwa zwei Qualitäten roth und süß, sondern dass sie vergleichbar verschieden, Glieder eines Systems sind. Was hiesse es denn sonst noch, die Dinge könnten in Beziehung stehen, wie könnte ferner noch eine Folge daraus hervortreten? Und alles das unbeachtet, würden wir in einem solchen Falle nur annehmen, die Folge folgte eben nur auf die Voraussetzung, nicht aus ihr. Denn jedes andere Paar ebenso disparater Dinge X und Y würde das gleiche Recht haben, wie A und B, die Wirkung zu beanspruchen. Die Dinge müssen sich also nicht fern stehen, sondern um einander „kümmern“. Wie es kein beziehungsloses Sein gibt, so darf auch das, was jedes Einzelne ist, nur als Glied eines Systems aufgefasst werden, in dem das Was eines andern Dinges ebenfalls ein Glied ist. „Aber die blosse Correspondenz der Naturen,“ sagt Lotze wörtlich, „macht immer bloss die folgerichtige Begründung einer bestimmten Folge durch einen bestimmten Grund möglich, erklärt dagegen noch nicht, wie eine solche Folge dann realisirt, also zur Wirkung wird, wenn die verschiedenen Theile, die ihren vollständigen Grund zusammensetzen, nicht in einem und demselben Wesen, sondern vertheilt in verschiedenen Wesen verwirklicht sind.“

Und nun hält Lotze es für unmöglich, dass völlig selbständige Wesen mit einander wechselwirken können. Soll es Wechselwirkung geben, so können die Dinge nur als Theilformen, als Modificationen eines einzigen Realen gelten. Findet eine Veränderung des a in  $\alpha$  statt, so ist dies ipso facto ein Zustand des A (des Absoluten) und braucht nicht erst ein solcher zu werden. Nun strebt das A, welches wir wie früher als Einzelding denken können, diese Veränderung seines Wesens durch einen andern Zustand  $\beta$  zu compensiren, um zu seiner constanten Natur zurückzukehren. Dieser Folgezustand erscheint uns als in b vor sich gehend, das ja A selbst unter einer bestimmten Form ist. Darnach wirken also nicht Dinge auf einander, sondern das Absolute wirkt auf sich selbst, und damit es immer gleich A bleibt, muss jeder partiellen Aenderung  $\alpha$  eine correspondirende  $\beta$  folgen. Hiermit will Lotze das Wirken weder beseitigt, noch erklärt,

sondern nur die Bedingung angegeben haben, unter der es überhaupt nur denkbar ist. Das Absolute aber ist der fortdauernde Grund der Existenz der Qualitäten und der Beziehungen zwischen den Dingen. Dinge sind also nichts, wenn sie nicht dem Weltgrunde immanent gedacht werden. Nur durch ihre Immanenz besitzen sie ihre Wirklichkeit.

Diese Wirklichkeit besteht aber nicht in selbstlosen Dingen, die gar nichts für sich selbst wären, sondern bloss als Mittel zur Erzeugung von Bildern in den Geistern dienen, die ja auch wohl durch directe Action des Weltgrundes hervorgerufen werden könnten; nein: wenn Dinge für sich sein sollen, so können sie nur als geistige sich selbst percipirende gedacht werden. Diese Geistigkeit oder die geistige Substanz besteht aber auch wieder nach Lotze nicht in einem hinter der Erscheinung des Ich ruhenden Grunde, sondern eben diese Erscheinung des beständigen Ich ist das Sein der Dinge und unserer Seele. Wie nun aber das Verhältniss dieser Erscheinungs-substanzen, wie ich sie nennen möchte, zu dem Weltgrunde zu denken ist, darüber sollen wir in folgender Stelle belehrt werden: „Für das also, was die Dinge für einander und im Zusammenhang unter einander sein und leisten sollen, gewinnen wir durch Aufhebung ihrer Immanenz nichts; aber wahr ist es, dass die Dinge, so lange sie nur Zustände des Unendlichen sind, nicht für sich selbst sind; für sie selbst soll etwas dadurch gewonnen werden, dass wir auf ihr Sein ausser dem Unendlichen dringen. Aber diese ächte, wahre Realität, für sich etwas zu sein oder überhaupt für sich zu sein, erlangen die Dinge nicht durch ein Heraustreten aus dem einen Unendlichen, als wäre dieses Transcendenz, deren eigentlichen Sinn dann anzugeben unmöglich wäre, die vorangehende Bedingung, an welcher das ersehnte Fürsichsein als Folge hinge, sondern: indem Etwas für sich ist, sich auf sich selbst bezieht, sich von andern unterscheidet, löst es sich eben hierdurch vom Unendlichen ab, erwirbt nicht hierdurch, sondern besitzt hierin in der einzig denkbaren Weise jene Selbständigkeit eines wahrhaften Seins, die wir mit einem sehr unpassenden räumlichen Bilde aus dem unmöglichen Acte der Transcendenz entspringen lassen. Nicht diese einander entgegengestellten Relationen eines Seins in dem Unendlichen und eines Seins ausser ihm sind das für sich Verständliche, demgemäss Selbständigkeit dem einen Wesen zukäme, dem andern versagt bliebe, sondern die Natur und Leistungsfähigkeit des Wesens ist es, was auf sie den einen

oder andern jener bildlichen Ausdrücke anwendbar macht. Was im Stande ist, sich als ein Selbst zu fühlen und geltend zu machen, das verdient, als abgelöst von dem allgemeinen, Alles umfassenden Grunde und als seiend ausser ihm bezeichnet zu werden; was das nicht vermag, wird immer in ihm immanent beschlossen sein, wie sehr wir auch aus irgend welchen Gründen geneigt sein möchten, es ihm gesondert entgegen zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)